



ARKADIEN? NEO-SANSSOUCI? ODER:  
IN DER SCHULE DES VERSTUMMENS  
URSULA PIA JAUCH

---

Geboren in Zürich, Studium der Philosophie, Linguistik und der Älteren Deutschen Literatur an der Universität Zürich. 1988 Promotion („Immanuel Kant zur Geschlechterdifferenz: Aufklärerische Vorurteilkritik und bürgerliche Geschlechtsvormundschaft“). Von 1987 bis 1991 Lehrbeauftragte am Philosophischen Seminar und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Arbeits- und Forschungsstelle für Ethik der Universität Zürich sowie Redaktorin der *Schweizerischen Arbeitsblätter für ethische Forschung*. 1990 Literaturpreis für *Damenphilosophie und Männermoral*, 1992 scholarship am Getty Center for Art and the Humanities, Los Angeles. 1996 Habilitation („Jenseits der Maschine: Philosophie, Ironie und Ästhetik bei Julien Offray de La Mettrie“). Seit 2003 Professorin für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der kulturhistorischen Fragestellung an der Universität Zürich. Arbeitsgebiete: Philosophie des 18. Jahrhunderts, Ideengeschichte der Aufklärung, Damenphilosophie und Exzentrik im 18. Jahrhundert; Ästhetik, Kulturanthropologie, Philosophie der Kunst. Neben der akademischen Tätigkeit Arbeit als Publizistin und Autorin (Radio DRS, Schweizer Fernsehen/„Sternstunden Philosophie“, ZDF, ORF). Seit 1989 Freie Mitarbeiterin beim Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung*. – Adresse: Philosophisches Seminar, Universität Zürich, Zürichbergstrasse 43, 8044 Zürich, Schweiz.

Berlin = Arkadien = Sanssouci: Auch für mich, eine deutschsprachige Dixhuitièmistin mit einem starken Hang zur shandyesken Aberration, gab und gibt es zwingende Logiken. Dass sich in einem spätmodernen Sanssouci wähnt, wer ans Wissenschaftskolleg zu Berlin geladen ist und folglich über Monate in existenzieller Nähe zum einstigen *think tank* des friederizianischen Borusso-Hedonismus leben darf, schien mir von allem Anfang an evi-

dent. Angekommen, machte ich gleich die Probe aufs Exempel: Von der kurzen Wallotstraße geht's rein in die Koenigsallee, dann rauf auf die AVUS, runter wieder bei der Ausfahrt Potsdam, dann immer brav entlang den in scheußlichem Kulturbraun gehaltenen „Sanssouci“-Schildern bis zu jenem Punkt, wo man direkt in die 1984 wieder erbaute und doch starrsinnig „historisch“ genannte Windmühle reinfahren würde. Aber wir haben bremsen gelernt. Linkerhand endlich die Kolonnaden von Sanssouci.

Unschwer wird ein historisch geschärftes Auge den hageren Voltaire da im Ehrenhof ambulieren sehen, wissend zudem, dass drinnen, vor just 260 Jährchen, eine muntere Truppe von gar nicht so preußisch korrekten *Fellows* ihrem exzentrischen Tun gefrönt haben: Moreau de Maupertuis, Akademiepräsident und zugleich Verfasser der „Venus physique“, einer clandestinen Fortpflanzungsschrift mit erotophilem Durchschuss; der Marquis d'Argens, vielgesuchter Co-Autor einer skandalösen „Thérèse philosophe“ (von den späteren Dixhuitièmisten als Gründungsschrift der wissenschaftlichen Pornosophie rubriziert); Julien Offray de La Mettrie, auch nicht gerade ein Kastratentenor, wenn man an seine „Art de jouir“ denkt; dann der oszillierend schöne Francesco Algarotti, vom empfindsamen Friedrich nicht selten als „beau cygne de Padue“ angeschmachtet; dazu kommen die Herren Catt und Darguet und nicht zu vergessen: der Abbé de Prades, einer der heitersten Häretiker seiner Zeit, ebenso geistreich wie verkracht und ebenfalls während etlicher Monate Gast in Friedrichs freigeistigem Asylantenparadies. Das ist, *mutatis mutandis*, die geistige Situation im Potsdamer Sanssouci des Jahres 1748. Damen freilich waren da nicht zugelassen.

Ansonsten aber gibt es keine großen Unterschiede zum heutigen Neo-Sanssouci drüben, ein paar hundert Jahre später, an der Grunewalder Wallotstraße. Oder doch? Oft habe ich mich während meiner kurzen paar Monate hier gefragt, ob und wie sich der Geist sedimentiert; ob eine gewisse Aura – in diesem Fall diejenige des exzentrischen Potsdamer *esprit libre* von 1748 – sich für immer verflüchtigt, oder ob doch eine kleine Hoffnung besteht, dass eine Atmosphäre wieder wachgeküsst werden könne, wenn man nur genügend insistiert die dürren Figurationen der Spätmoderne ignoriert. In der Tat: Frei – oder wenigstens „freigestellt“ von unseren üblichen Pflichten – waren wir ja, und der *esprit libre* gehört sowieso zu den unhintergehbaren Bedingungen einer jeden forschenden Existenz. Aber ganz spurlos, da sind wir uns einig, sind diese 260 Jahre eben doch nicht am einstigen Denk-Frei-Raum Akademien (was ja fast schon wie Arkadien klingt) vorbeigegangen.

Sind wir nicht zu bedauern? Zu den Alltäglichkeiten der gelehrten Existenz im frühen 21. Jahrhundert gehört die bürokratische Ordnung, in die unser Sein längst und vollkom-

men eingepasst ist; herrlich pflichtgemäß lassen wir uns in ein Büro locken, eine dämliche Maschine taktet unser Denken: E-Mails, Abstracts, Anträge, Institutsreglemente, Kostenstellenlyrik, *credit point*-Vergabe, Gutachten und andere Endzeitprosa. Der bedeutendste Gelehrte ist derjenige mit den meisten Publikation, *big science*, Spitzenforschung, herrliche Exzellenz!

Wer so klagt – und ich klage zugegebenermaßen öfters so –, sollte allerdings Trost finden in jenem neuen wissenschaftskollegialen Sanssouci zu Berlin, dem zwar kein aufgeklärter König, aber doch ein sensitiver Direktor vorsteht. Aufgeklärte Worte sind da auch heute zu hören. Etwa: „Die Zeiten, sie sind nicht so, dass in unsern Hohen Schulen ein gelehrter Kopf sich in Kontinuität und Konzentration seiner forschersichen Aufgabe hingeben kann.“ Ein wunderbarer Satz von Peter Wapnewski, an dem mich vor allem das Verb „hingeben“ erfreut, als ob die Wissenschaft noch vom Eros angetrieben würde und nicht von *Science*, *Citation* und *Index*. Und man gestatte mir noch ein zweites Zitat: „Das Wissenschaftskolleg ist ein Experiment im Verstehen, ein hermeneutisches Exerzitium, das ein ganzes Jahr anhält.“ Allerdings. An diesem Satz von Wolf Lepenies hat mir nachgerade das kleine Wort „Exerzitium“ gefallen. Exerzitium fürwahr, eine innerseelische Angelegenheit, die einer defroquierten Katholikin nicht ganz unbekannt ist. Ein Exerzitium ist ja vor allem eine religiöse Praxis; das Einüben in ein Schweigen, ein inneres Gebet.

Und diese fromme Praxis schien mir hier, im Berlin des Jahres 2008, in einem neuen, allerdings erschreckenden und attristierenden, eher auf Wittgenstein denn auf Loyola zurückgehenden Sinne wieder aktualisiert worden zu sein, etwa: „Wovon man in Englisch nicht sprechen kann, davon ist zu schweigen.“ Wer deutsch sprechen will, der möge doch bitte schweigen. Eigenartig genug: Das Lepenies'sche hermeneutische Exerzitium schien mir – aber ich berichte aus tiefster und also verdächtigster Subjektivität – darauf hinausgelaufen zu sein, dass die einstige Philosophensprache Deutsch hier, im Jahr 2008, in Berlin, in einer Art vorausseilendem Gehorsam zu einer Un-Sprache mutiert ist, für deren „Verwendung“ man sich zu entschuldigen hat, die aus historischen Motiven geächtet ist und die aus „*fairness*“-Gründen zu unterlassen sei (wohingegen ein englischsprachiger *fellow*, der in einem Dienstags-Colloquium das doch zu einem wesentlichen Teil deutschsprachige Auditorium mit einem Satzfragment beglückt, in dem die interessante Redewendung „your Hitler“ – also Präsens und Possessivpronomen – vorkommt, sich danach fröhlich an den Mittagstisch setzt und sich von den Damen der Küche mit einem kantianisch nicht absegneten Königsberger Klops kulinarisch beglücken und vielleicht gar moralisch stärken lässt). Darüber – über das Verhältnis von Sprache, Ressentiment und Karriere – habe

ich viel, allzu viel nachgedacht, in Sudelbücher geschmiert, geschrieben. Verlorene Zeit? Sudel? *Waste*?

Trost kam einmal mehr von Lichtenberg. Nicht erst im 21. Jahrhundert ist das Deutsche (und sowieso der deutsche Gelehrte) in Bedrängnis gekommen. Wenn der für die Daseinszumutungen des Gelehrtenstandes so überaus sensitive Georg Christoph Lichtenberg in den späten 1770er Jahren mit leichter Verzweiflung notiert: „Was ist denn ein deutscher Gelehrter? Nichts, gelbe, winddürre Seelengehäuse, deren Westen mehr Falten schlagen als anderer Leute ihre Mäntel. Gliedermänner, nach denen man zeichnen und die man herumzerren kann, wie man will“, dann gibt es keinen Grund, diese Lichtenberg'sche Weitsicht nicht bis in den deutschen Gelehrtenalltag am Berliner Wissenschaftskolleg hinauszudehnen. Will heißen: Das „hermeneutische Exerzitium“ am komplett (krüppel)englisch dominierten Wissenschaftskolleg des Jahres 2008 war für mich, die ich nicht anders kann als weiterhin an den philosophischen Lieblichkeiten der deutschen Sprache festzuhalten, zu einer eigentlichen „Schule des Verstummens“ geworden. Dieses Stumm-Werden hat mich in eine seelische Not gebracht, über die ich hier nicht sprechen möchte, die aber – dessen bin ich mir bewusst – gänzlich selbstverschuldet ist, insofern mein fundamental-helvetisches Wesen es nicht zuließ, dass meine geistige Existenz einer gehorsamen Rest-Pidgin-Anglizifizierung unterzogen werde. Lieber schweigen.

\*

Arbeitsbericht? Ich habe mich, nach meinem Verstummten, wieder ins 18. Jahrhundert zurückgezogen, dessen Spuren und Sedimentierungen auch im Berlin des Jahres 2008 in allen Farben des clandestinen Regenbogens wunderbar sichtbar sind. Die engelsgleichen Dienste der Bibliotheksdamen spendeten mir geistige Nahrung, Trost kam aus freundlichen Gesprächen zwischen Tür, Angel und Abendtisch. Meine clandestine Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts ist weiter gediehen, ein „Sophienkapitel“ ist hinzugekommen sowie eine Plaisanterie über den schönen Grafen Francesco Algarotti, der in den späten 1740er Jahren justament in Sanssouci einen Text verfasste, der heute als „Saggio sopra la necessità di scrivere nella propria lingua“ bekannt ist.

\*\*\*

Ewige Wiederkehr? Dem Wissenschaftskolleg wünsche ich viele weitere fruchtbare Jahre und ein paar (wirklich!) exzentrische Arbeitsgruppen, deren eine sich durchaus den „Bedingungen und Möglichkeiten eines spätmodernen wissenschaftlichen Arkadiens“ widmen darf. Abgehalten werden sollten die Sitzungen als kleine Symposien, unter den Berliner Linden, deren Odeur und Blütenstaub einem manchmal fast die Sinne raubt.